

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

304 (30.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Winkerschalkung und Willen

Puppe ist Mutter

Am Ostbahnhof, auf der Fahrt nach Berlin, wurden die beiden kleinen Löwen geboren. Menschenförmig stand über ihrer Mamma. Als sie ins Dasein hineinwinkeln und sich durch ihre Nähe mit ihrer Umgebung vertraut machen wollten, nahmen Menschenhände von ihnen Besitz. Die Löwenmutter hatte nämlich nicht die allgeringste Lust, Kinder großzuziehen, und bis sie daher regelmäßig tot. Die beiden jedoch sollten gerettet werden, und deshalb hatte man schon ein warmes Lager und warme Milch in Saugflaschen für sie bereit.

Die beiden kleinen Löwen gewöhnten sich schnell an die ungewöhnliche Umgebung, trauten mit Eifer und schrien gleich sehr lungentragenden Menschenbabes. Dennoch starb ein kleiner Löwe, bevor seine Augen sich geöffnet hatten und er das Licht der Welt erblickte. Da kann man auf Hilfe für den anderen und dachte immer wieder an Puppe, denn Puppe war jetzt ebenfalls Mutter und hatte vier hungrige, launende Junge bei sich. Puppe ist eine bildhässliche Bismarck, einseitig in die große Löwenmutter des Kapitän Schneider. Puppe ist ein mißfälliges Tier, klug, jedoch zu Arbeitszeiten gefährlich und übertrieben reizbar. Sie läßt sich das Recht ihrer natürlichen Bestimmung nicht nehmen, doch hat sie sich bislang durchaus nicht auf Kinderbesitz verstanden. Dabei hat Puppe doch keine Menschen-, sondern eine regelrechte Löwenzucht genossen. Wie dem auch sei, sie hatte, trotz ihrer Liebe, schon einmal vier Junge erbrütet. Durfte man demnach dieser Löwin den kleinen Ausgesprochenen anvertrauen?

Nun, man setzte ihn gemeinsam mit den vier Kindern der Puppe stundenlang in einen Schließfach. Dadurch nahm er den Geruch der anderen Löwen an. Zudem hatte er sich auch bereits an ihre Bewegungen gewöhnt und hielt sich zum Ansehen der Löwenmutter. Dann endlich, nach Mitternacht, kam der wichtige Moment, der Menschenherzen um einen kleinen, hilflosen Löwen bangen ließ. Puppe setzte durch mächtiges Mauern an, daß sie sehr müde nach ihren Kindern verlangte. Da gab man ihr ein Kind, das zweite, schon geschwind den kleinen Fremdling unter, gab ihr dann ihr drittes und endlich ihr viertes Kind.

Puppe lacht. Sie berichtet das Vollnähel, beledet es und ruft abermals. Puppe kann nicht schlafen, aber Puppe weiß, es ist auf unerklärliche Art plötzlich ein Kind mehr im Wagen. Der Fremdling ist fast um Stunden genau so alt wie Puppens Kinder, doch ist er um vieles kleiner. Er hat ja auch noch niemandes Mütterchen gemessen. Kapitän Schneider und seine Schiffe horten Puppe an. Es ist ein sehr gefährlicher Moment. Sämt die Löwenmutter nämlich den kleinen, für einen Schwächling, dann heißt sie ihn unweigerlich tot. Dabei würde Puppe nicht einmal grausam sein, sondern nur nach urewigen Naturgesetzen handeln, das in ihr liegt. Der im Käfigwagen neben bisher geruhig liegende Löwe Albert, der aufmerksam die Kindesunternehmung betrachtet hat, sieht auf und brüllt fürchtbar. Tief hält er den Schrei aus der Lenkungsgegend. Die Luft ätzt. Die anderen Löwen stimmen in das Gebraüll ein. Eine Atmosphäre, die nervös macht, steht im Saal. Beseitigt leben Menschenaugen auf Puppe.

Da liegt sich Puppe hin, treu und brav wie eine Kammerfrau, und fünf kleine Löwen kommen zu ihrer Nahrung.

Eine Menschenstimme lautet auf: „Puppe hat ihn angenommen.“ Eine andere sagt: „Puppe bringt ihn durch; denn Puppe ist jetzt nicht mehr verpielt; Puppe ist eine wirkliche, echte Mutter geworden.“

In 15 Wagen liegen Löwen. Unvergleichlich wertvoll in dieser Gruppenaufstellung, in dieser Masse. Menschen versichern auf alle persönlichen Annehmlichkeiten; Menschen versorgen sich um diese Tiere, ist doch die Zeit hart und schwer.

Vorgetan und nachgedacht!

Es zählt zu den unfruchtbarsten und unnützlichsten Unternehmungen des täglichen Lebens, „Wenn-Berechnungen“ anzustellen über Dinge, die schon geschehen sind. Es ist nur einmal so: Geschehenes läßt sich nicht mehr rückgängig machen, auch mit den besten nachträglichen Überlegungen nicht. Fraglos ist diese Einsicht oft sehr herb für einen Menschen, der es in der Hand gehabt hätte, eine Sache so oder anders zu machen. Ganz besonders schmerzhaft dürfte aber die Wertlosigkeit der Wenn-Berechnung dann empfunden werden, wenn durch unser „Vorgetan und Nachgedacht“ ein uns nahestehender Mensch oder gar die eigenen Kinder zu Schaden gekommen sind. So schellte dieser Tage die Frau aus der Partierwohnung aufgeregt an unserer Glasure: „Ach, Fräulein C., lassen Sie mir doch schnell, was ich tun soll; mein Bub ist in die fahrende Wägelgebrüde gefallen und hat sich — eide Hühne verbrüht; ich habe ihm schon die Schuhe und Strümpfe ausgezogen.“ — Obwohl man mit den ersten Hilfeleistungen rasch zur Hand war und sogar bald ein Arzt kam, bildeten sich doch Brandblasen, die dem fünfjährigen nicht wenig Schmerzen verursachten. Wie oft beteuerte die Mutter in diesen Tagen: „An so was hab' ich gar nicht gedacht; wenn ich doch bloß gleich den Wägelgeßel zugegeben hätte.“ oder: wenn ich den Jungen doch gleich gar nicht in die Küche gelassen hätte! Doch alle Wenn, alle Reue und Tränen, ja, sogar die guten Vorläge halfen nichts: das Kind hatte seine Brandwunden und Schmerzen schon weg.

Kürzlich erzählte eine junge Mutter von ihrem einige Monate alten Sprößling: „Es ist ja ein herziger und lieber Kerl. Aber nachts, so um drei Uhr rum, da schläft er krach und will unbedingt etwas trinken. Wenn ich gewußt hätte, daß man ihm das immer abgewöhnen kann, hätte ich es gar nicht erst angefangen; so muß ich jetzt jede Nacht aufstehen!“

In einem anderen Falle hatten die Eltern und älteren Geschwister die Gewohnheit, ein kleines Mädchen mit dem „schwarzen Mann“ brav zu machen bzw. in Ban zu halten. Die Fürcht vor diesem unbekanntem Ungeheuer setzte sich nach und nach in dem Kinde so fest, daß es in seinen dunklen Raum mehr ging, sich vor allem Mägdelechten fürchtete und zuletzt so stark von Wachttraumbildern geängstigt wurde, daß die Gesundheit erheblich darunter litt. Als man die Eltern auf ihre groben Erziehungsfehler aufmerksam machte, da meinten sie beispielsweise: „Na, wenn man das gewußt hätte, dann...“ Aber wir dachten nicht daran, daß das dem Kinde so nahe gehen würde.

Nicht nur hunderte, sondern tausende solcher Fälle können die Sinnlosigkeit und Hilflosigkeit der „Wenn-Ermüdungen“ illustrieren, die von

und ein Löwe muß trotzdem fressen. Aber in diesem Augenblick, in dem Puppe den Fremdling annimmt, bezeugen alle freudig das Dasein. Da wächst aus selbstgewählten Verpflichtungen heraus unbedingter Mut zum Leben. Und man meistert wieder ein Stückchen Zeit und kommt wieder einen Schritt vorwärts, weil man noch um etwas außerhalb der eigenen Sorgen bangt, und weil ein Beweisen eines blindlings vertraut, und es ist auch nur ein schnüffelndes Löwenbab.

Eltern und Erziehern immer wieder ange stellt werden, um gemachte Erziehungsfehler gewissermaßen vor sich selbst zu entschuldigen. Denn, wenn sie das Ende vorhergesehen hätten, dann hätten sie's bestimmt ganz anders, nämlich richtig gemacht! Ohne Zweifel gibt es viele erziehende Personen, die mit dieser Wenn-Berechnung ihr Gewissen einflößen, sich damit vor sich selbst recht fertigen und ihr vielleicht etwas erregtes Gemüt trösten und besänftigen. Diese Art von Wenn-Ermüdungen sind eigentlich ein kleiner Selbstbetrug der Erwachsenen, dessen Opfer nicht nur vorher, sondern auch weiterhin die leicht beeinflussbaren kindlichen Gemüter bilden werden.

Andrerseits muß aber auch gelagt werden, daß dieses „Wenn“ mit seiner grauamen Sinnlosigkeit, mit seiner Unmöglichkeit, Betanes angetan zu machen, schon manchen Eltern und Erziehern schlaflöse Nächte, Stunden voll Tränen, Tage voll Qualen und Selbstvorwürfen gebracht hat. Die zwar Zurückliegende nicht ungeschehen machen konnten, aber oft marante Warnungssignale, wertvolle Richtunggeber für eine richtigere, vernünftige Erziehung wurden. Leider gibt es in unterm vielgestaltigen Leben Fälle — und zwar recht trauriger Art —, in denen die Wenn-Ermüdung sogar als Richtunggeber und Warnungssignal hinlänglich ist und zu spät kommt. In dieser Hinsicht soll aus vielen nur ein Beispiel herausgegriffen werden: Jahr für Jahr um die Frühjahrszeit, Erntezeit, herab die Zeitungen von Sündenbüchern, die aus Fürcht vor dem Durchfallen, oder vor dem — wieder schlechter gewordenen — Zeugnis von Selbstmord als dem alleinigen Ausweg greifen. Geht man einer solchen Sache auf den Grund, dann stellt sich heraus, daß nicht die Fürcht vor dem Durchfallen selbst oder vor den schlechten Zeugnissen im Zeugnis dazu den wirklichen Anlaß gaben, sondern die oft recht handgreiflichen Drohungen der Erwachsenen, die schon Wochen und Monate lang vorher lähmend auf die Leistungsfähigkeit und das Selbstbewußtsein der Jugendlichen drückten. Wird dann so ein Opfer des untersten irdischen Ergetzes tot aus dem Baß'er gezogen, in der vergessenen Küche des Elternhauses aufgefunden, oder mit völlig zerstücktem Körper von irgendeinem Bahndamm gebracht, dann helfen die heiligsten Wenn-Versicherungen nichts mehr, und die Beteuerung, „daß doch alles gar nicht so ernst gemeint war“, ist in den Wind gesprochen; Tote werden dadurch nicht mehr auferweckt.

So gilt auch in der Erziehung das im Volke geläufige Wort: „Vorgetan und nachgedacht hat niemand schon groß Leid gebracht!“ Allerdings haben wir es in der Hand, uns bei gutem Willen und ein wenig vernünftigen Denken vieles von dem unangenehmen „nachgedacht“ zu ersparen. Enzian.

Kleine Neujahrsepistel

Liebe Menschen! Laßt uns am Ende des Jahres nicht viele Worte machen, denn der Worte wurden allzu viele geredet, und eine besinnliche Schweigsamkeit täte uns vielleicht mehr not als alles andre. Wenn man nämlich für sich in der Stille dieser letzten, von der Jahresuhr abschmurrenden Stunden die Schlußrechnung macht was bleibt? Worte. Und woran erinnern sie uns? An die vielen, vielen Küssen aus der Inflationszeit. Worte wurden gegen Zahlen ausgetauscht; das ist alles. Das Nachkriegs-Gefahrstieber und die Kraft vor der Restständigkeit der Werte haben nicht nachgelassen. Sie ballen sich über unsern Taten aufammen wie grausliche Gemütermotten; wenn sie losbrechen, haben sie uns unter Donner und Blitz und in einem Metermanier flonkenden, dem sehr Schlimm und sehr Betrübend stonkenden, Tag um Tag, ja, Stunde um Stunde nehmend diese Entfaltungen, davon sich unsere Reizungen in lassen, reinmüßig lassen Salken fällen. Danach meinen wir wohl, es sei mit vorbei und müßten aufatmen. Aber es blieb dieselbe lastende Schwüle zurück; neue Gemüter zehren heran, eine Felle — unübersehbar. Und sie darf auch nicht, darf nicht abreißen; das wird uns in offer Mirris klar: denn das bedeutete die Katastrophe, das Chaos der Worte. Noch laufen, rennen, klagen sie im ausbleichenden Betriebsmerk einer Gesellschaft einströmt in die Reihe ihrer Berufsbeholden — hoch wehe, wenn ein ganz anderer, ganz rücksichtsloser, ganz zielbarer Berufsbeholden nämlich das große „Halt!“ schreie. Dann kniffte und verästelte diese ganze Partei heftigst mit sich und sprach in einen hilflosen Schwallot zusammen. Und das Ende voll Schrecken wäre da. Doch anstatt auch nicht; die Berufsbeholden haben andere Sorgen und Mühen. Und der letzte unübersteigbare Welt-reform ist noch lange nicht erreicht.

Wahr ich frage euch liebe Menschen: „Was wird nach uns sein?“ — „Die Sinnflut!“ laßt ihr. O nein, ein anderes Menschenelchheit, aus unserer Besinnungslosigkeit frant und sich abehren — die Enkel, an denen unsere Sünden heimlich werden: Die Zukunft!

Wielleicht veruchen wir dennoch, bevor die kommenden Werte, die großen und kleinen, uns allen Bild verhilfen, — ein klein wenig nur uns zu befinden auf das, worauf es ankommt, ankommen sollte — auf die Tat. Allein die Tat verlehndigt das Wort! Veruchen wir es, ein Menschen an gutem Willen, an Wahrhaftigkeitsmut aufzubringen, und nicht zuletzt ein Teil Lieber! Bestimmen wir uns auf uns selbst — und auf die andere! Damit wir, wenn wir jetzt unsere Jahresbilanz ziehen, wenigstens den Vorlauf auf die neue Seite buchen können: fortan unter: Blickt zu tun!

Aus den Worten machte die Tat und aus dieser eine erneute Menschheit! Das sei die Schwelle, über die wir nun schreiten wollen! In die kommende Wertung des Lebens!

Karl Schneider-de Witt.

Abgewiesene Zudringlichkeit

Ein aufdringlicher Dichtling wollte den berühmten italienischen Dichter Manzoni besuchen. Manzoni lehnte den Besuch ab. „Sagen Sie Ihrem Herrn, ich sei der Liebling des Horaz“, verlangte der Zudringliche. Der Diener richtete die Botschaft aus. „Sagen Sie dem Herrn“, erwiderte Manzoni, „Horaz sei unübersehbar.“



Zwei LEBENDE und ein TOTES
ROMAN von SIGURD CHRISTIANSEN
(7. Fortsetzung.)

Bon da an seien sie alsdann wie vom Erdboden verschlungen. Das Signalement sei nicht zu ermitteln, da das Motorrad rasende Fahrt hatte und die Dunkelheit bereits heringebrochen war. Weiter unten fand unter einer anderen Leberchrift: „Motorrad gefunden. Nachdem Obiges im Druck war, teilt die Polizei mit, daß man einen Kilometer vor der Stadt das Motorrad im Straßengraben gefunden habe. Demnach können also die zwei, die man beobachtet hat, nicht die Täter sein. Leberdies hat man festgestellt, daß das Rad erst am Nachmittag hier in der Straße gestohlen worden ist, vermutlich unmittelbar vor dem Leberfall.“

Auch die Leitartikel der Zeitung beschäftigten sich mit dem Verbrechen. Nachdem sie die unglaubliche, geradezu wilde Raubart der Verbrecher geschildert und als eine Folgeerscheinung des Zeitgeistes erklärt hatten, fuhr die Zeitung fort: „Zwei Männer soll in dieser Verbindung rühmlich Erwähnung getan werden, des einen leider auch mit tiefem Bedauern, da ihm seine Pflichttreue das Leben gekostet hat. Es sind dies die beiden Schalterbeamten Quisthus und Lüderfen. Beide haben einen Heldenmut und eine tapferere Pflichttreue an den Tag gelegt, die in dieser lauen Zeit der Freigebit und der Gefährlichkeit öffentliche Anerkennung verdienen. Herr Quisthus ist leider tot, wir können nichts tun, als ihn tief betrauern und in ihm einen tüchtigen und beliebten Beamten ehren. Herrn Lüderfen dagegen wird das Ministe-

rium gebührend anzuerkennen wissen. Eine passende Form wird sich finden lassen.“

Berger hielt das Zeitungsblatt vors Gesicht. Er hatte es sich heimlich in den Schalter geholt. Jetzt fiel sein Blick auf die Todesanzeigen auf derselben Seite. In atemberaubender Spannung suchte er die Spalten herunter. Und da stand es:

„Mein inniggeliebter Mann, mein guter und aufopfernder Vater

Arne Quisthus

starb uns heute nacht im 35. Lebensjahr.

Ethier Quisthus. Georg.“

Ihm war, als lauge die Annonce seinen Blick in sich hinein. Grauenhaft und erschütternd stand es da und zeigte von Quisthus, dem lieben, guten Quisthus, den nun keiner, absolut keiner wiedersehen sollte.

Berger stöhnte leise. Er wandte sein Gesicht voller Qual hinüber zu Quisthus' altem Schalter, wo eben einer der Bürogehilfen eine Briefmarke verkaufte. Der Gedanke, daß Quisthus jetzt dort hätte sitzen sollen, brannte in ihm. Seine Hand hätte das Geld entgegennehmen sollen, hätte die Briefmarke ausliefern sollen, genau diese Briefmarke. Aber nie wieder sollten Quisthus' Hände gebraucht werden. Die lagen wohl jetzt über seiner Brust gefaltet. Er „fiel uns heute nacht im 35. Lebensjahr.“

Berger erbeute im Namen des Toten in einem fröhlichen Grausen. Und mit zitternden Fingern saltete er die Zeitung zusammen. In demselben Augenblick kam eine Dame mit einer Postanweisung, und er mußte sich zusammennehmen. Es war keine einfache Pflicht, diese anzunehmen und die Quittung zu schreiben mit Namen, Adresse und Betrag. Deswegen sah er ja hier. Beruf war Beruf. Aber über seine Lippen kam kein Laut. Und endlich nahm auch dieser Tag ein

Ende. Als Berger seine Kasse im Geldschrank verwarhte, konnte er es nicht lassen, daran zu denken, wie er dies das letztmal tat. Da war Ar Quisthus noch, und das Geschehene stand wieder lebhaftig und fürchtbar vor ihm auf.

Hier war es, dachte er erregt. Hier stand ich, da ist die Tür, und da draußen lag Lüderfen, der war nicht tot und dann —

Nein — er wollte nicht. Er wollte sich zusammennemen und fortkommen. Er wollte nicht daran denken, daß ein Stück davon der andere gelegen hatte.

Schnell nach Haus, dachte er, es ist Samstagabend und sie warten auf mich.

Draußen war es klar und kühl. Es dämmerte schon. Ein paar Sterne funkelten, und es fuhr ihm durch den Sinn, ob wir vielleicht mit den Sternen etwas zu tun haben, wenn wir gestorben sind. Wer weiß — vielleicht wohnen wir dort und sehen auf die Erde herab, auf alle die Freuden und all das Glend hier unten.

Wenn du da, wo du bist, deine Lieben sehen kannst, wirst du heute abend Reue fühlen, dachte er. Da wirst du wünschen, daß du noch bei uns hier unten wärst, bei ihnen wärst. Du hättest ja auch Weib und Kind und sie meinen es aufrichtig, was sie in ihrer Todesanzeige über dich schreiben. Ach — sie meinen noch viel, viel mehr, aber es ist nun aus, Arne. Wie wirst du sie trösten dürfen. Wie ihnen helfen dürfen. Du müßt bleiben, wo du bist, wenn sie auch weinen und dich anrufen in ihrer bitteren Not. Und das werden sie wohl tun an diesem Abend. Wer weiß, vielleicht hört du sie — vielleicht siehst du sie. Aber du müßt bleiben, wo du bist!

Der Gedanke machte ihn schwindeln, und er fühlte sich arm. Es war grenzenlos weit zum Himmel. Das Leben hier unten war so schwer und lähmend.

Und dennoch, dachte er, wollen wir alle leben. Ich will es und auch er wollte es.

Helene begrüßte ihn schweigend, als er nach Hause kam. Und es kam ihm vor, als wäre da irgendeine Scheu. Da war etwas. Aber er mußte nicht was. Und er ging umher und kam nicht von seiner eigenen Bein los.

Als sie sich an den Abendtisch setzten, fragte er etwas enttäuscht: „Hast du denn gar nicht ein bißchen Gutes heute, es ist doch Sonntagabend? Ich bin so herunter.“

Sie zögerte ein wenig. „Ach, das hab ich vergessen.“ Und sie versuchte, ihn anzusehen — gleichmütig. Aber es gelang nicht. Ihr Blick glitt zur Seite und blieb am Teller haften.

Da merkte er, wie sie plötzlich sehr blaß wurde. „Lebrigens, vergessen habe ich es nicht“, sagte sie langsam und mühselig. „Ich dachte aber, es wäre nicht nötig. So wie alles jetzt ist.“

Ein seltsam bestimmtes und unsicheres Gefühl überkam ihn. „Wie alles jetzt ist? — Was meinst du damit?“

Sie sah noch immer starr auf ihren Teller. „Ach nichts. Es ist nicht der Rede wert.“

Und sie fing an, in einer wunderbar mechanischen Weise zu essen, als ob ihr das über etwas hinweghelfen sollte.

Da wurde ihm klar, sie hatte etwas gehört. Er wurde blutrot und sah sie unverwandt an, sie aber blickte nicht auf. Eine tiefe Enttäuschung lenkte sich auf ihn.

Da zupfte ihn ein Händchen am Arm, „Aber Bati, du ist ja gar nicht.“

Er nahm sich zusammen. Und nun hob Helene ihr Gesicht und sie sahen einander prüfend an. Wie um zu messen, wie tief im andern der Schnitt gegangen war. Nur eine Sekunde, dann glitten ihre Augen wieder voneinander.

(Fortsetzung folgt.)